

Siguan, Marisa: *Lager überleben, Lager erschreiben. Autofiktionalität und literarische Tradition*. Paderborn: Wilhelm Fink 2017. 104 S.

Die traumatische Vergangenheit und die Frage, wie man sich dieser Vergangenheit über Sprache annähern kann, sind der Ausgangspunkt für Marisa Siguans 2017 erschienene Untersuchung zur sogenannten ‚Lagerliteratur‘. Sie selbst bezeichnet den Band als Nachlese zu ihrem Buch *Schreiben an den Grenzen der Sprache. Studien zu Améry, Kertész, Semprún, Schalamow, Herta Müller und Aub* (2014).

In der Publikation geht Siguan der Frage nach, wie man die traumatischen Erfahrungen aus den Lagern, die unermessliche Gewalt und den Massenmord überhaupt erzählen und dafür eine adäquate Sprache finden kann. Dazu verknüpft sie zwei Untersuchungsstränge zu einem roten Faden, der sich konstant durch ihre Analyse zieht: Einerseits betrachtet sie die Fiktionalisierung der Erinnerung als ein Mittel der Distanzierung von dem Erlebten. Dies sei wiederum eine Grundvoraussetzung, um so das Erlebte überhaupt erst sprachlich erfassen zu können. Andererseits widmet sie sich der literarischen Tradition, auf die die von ihr versammelten Autoren zurückgreifen. Diese Tradition untersucht sie dabei als ein unerlässliches Muster im Schreiben der Autoren, das von diesen aber zugleich als nicht mehr tragfähig eingestuft wird.

Ziel jener Autoren ist es nämlich, die verloren gegangene Vergangenheit zum Leben zu erwecken und dabei dem „unermesslichen Schmerz, der Omnipräsenz des Todes“ und somit den „Spuren und Narben“ des Erlebten nachzugehen und „die noch offenen Wunden“ (S. 8) bloßzulegen.

Doch belassen sie es nicht bei einer reinen Zeugenschaft der erlebten Gräuel, sondern versuchen ebenso den massenhaften anonymisierenden Tod zu transzendieren, um dem entwürdigten Individuum „sein Menschsein, die Sakralität der Person, zurück[zu]erstatte[n]“ (S. 29).

Zu diesem Zweck verlangen die Autoren vom Leser, eine Art radikalisierte Form des ‚autobiographischen Pakts‘ einzugehen, „denn da es um Zeugenschaft geht, wird die Frage nach der Wahrhaftigkeit besonders akut. Der Erzähler besteht auf absoluter Authentizität“ (S. 9), was er paradoxerweise mittels literarischer Fiktionalisierungsprozesse erreicht, um so das eigene Erleben neu erschaffen zu können. „Die Fiktion wird [...] als Instrument der Wahrheitsuche bestimmt; die Autofiktion steht in diesem Zusammenhang. Sie distanziert das Erlebte und macht es damit erzählbar“ (S. 9). Dazu greifen die von Siguan ausgewählten Autoren auf bestimmte Verfahren des fiktionalen Erzählens zurück und bedienen sich insbesondere intertextueller Bezüge. Sie referieren so auf eine literarische Tradition, auf Sinnbilder und Genealogien, die von den Schriftstellern aber nicht nur aufgerufen, sondern neu besetzt werden. So wird das Wertesystem, in dem Völkermord, massenhafte Verfolgung sowie Vernichtung möglich wurden, hinterfragt und als ge-

scheitert eingestuft, aber auch die Grenzen der reinen Zeugenschaft überschritten. Denn es geht nicht nur um das Bezeugen des Mordes an sich, sondern ebenfalls darum, den Opfern ihre Würde zurückzugeben, die ihnen mit der Verweigerung des „eigenen Todes“ (Rilke) genommen worden war.

Siguan veranschaulicht das an Beispielen aus den Werken von Primo Levi, Jorge Semprún, Imre Kertész, Jean Améry, Warlam Schalamow und Max Aub. Der Verweis auf die von ihr getroffene Auswahl ist daher wichtig, weil es sich teils um sehr unterschiedliche Formen von ‚Lagerliteratur‘ handelt. Einerseits geht es um „die Erfahrung des Maseemords an den europäischen Juden in den nationalsozialistischen Lagern“, andererseits um „die Erfahrung der jahrzentelangen [sic] Haft unter tödlichen Bedingungen bei Schwerstarbeit in den stalinistischen Lagern“ (S. 66). (Einen anderen Fall stellt hier Max Aub dar, der nach dem Bürgerkrieg und dem Sieg der Franquisten denunziert und zunächst in das französische Internierungslager Le Vernet, später in das nordafrikanische Djelba gebracht wurde.)

Die Autorin weiß aber nicht nur diese Unterschiede zu berücksichtigen, sondern arbeitet ebenso sensibel die verschiedenen Voraussetzungen im Schreiben der Autoren heraus, denn je nach Herkunftsland und Muttersprache entstanden innerhalb des Szenarios aus Tod und Vernichtung ganz verschiedene Identitätsproblematiken. Anders als Jean Améry, ein deutschsprachiger Jude, konnte Primo Levi beispielsweise auf eine kulturelle Tradition oder Sprache zurückgreifen, die er „nicht als entfremdet und in Feindeshänden empfand“ (S. 51), wie das bei Améry vorausgesetzt werden darf.

Neben dieser Unterscheidung, die sich maßgeblich aus dem historisch-geografischen Kontext der Autoren heraus ableitet, erarbeitet Siguan aber auch Kontinuitäten und Brüche hinsichtlich der literarischen Muster, die in den ‚Lagerromanen‘ Verwendung finden. So ist die literarische Tradition bei Levi oder Semprún teils noch positiv besetzt. Durch das Rezitieren von Dantes Inferno beispielsweise wird in Levis *Ist das ein Mensch* eine kollektive Tradition aktiviert und so die Sprachlosigkeit des durch das Lager traumatisierten Individuums durchbrochen. Und auch bei Semprún erzeugt das Rezitieren, hier von Rimbauds *Bethsaïda, la piscine des cinq galeries*, Kommunikation, nämlich zwischen dem autofiktionalen Semprún selbst und einem jungen, im Sterben liegenden Franzosen. Semprún hat die letzten Verse vergessen, so dass sie von dem zuvor apathischen schweigsamen Franzosen vervollständigt werden. „Die erinnerte Literatur trägt zur Ich-Konstruktion bei, [...] gibt dem jungen Franzosen seine Erinnerung und damit seine Identität zurück.“ (S. 29)

Dieses sinnstiftende Moment lässt sich bei anderen Autoren, wie Améry dagegen nicht mehr finden. In seinem Essay *An den Grenzen des Geistes* erinnert er ein Gedicht Hölderlins, das nun aber vollkommen sinnlos wirkt. Der Verweis auf die literarische Tradition „deutet nur mehr auf die Größe des Verlusts hin“, denn der kulturelle „Bruch ist definitiv“ (S. 52). Ähnliches macht Siguan auch bei Kertész und Schalamow sichtbar.

Bemerkenswert ist dabei, mit welcher Akribie Siguan die intertextuellen Bezüge in den verschiedenen Werken untersucht, was ihrer Arbeit eine große Tiefe verleiht. Die Detailgenauigkeit der Analyse in den aufgeführten Beispielen ist beeindruckend.

So vermag Siguan aufzuzeigen, dass Fiktion den Autoren einerseits als Instrument der Wahrheitssuche dient, wobei ihr Authentizitätsanspruch nicht auf der Rekonstruktion von Vergangenem beruht, sondern auf literarischen Verfahren, „die von der Wiedererlebbarkeit des Erinnerten bestimmt sind und unter denen Bilder und Metaphorik eine wichtige Rolle spielen“ (S. 98). Dadurch vermögen es die Autoren, sich dem Tod zu widersetzen und ihn erzählbar zu machen, ihn somit aber auch zu transzendieren und den Opfern ihr Menschsein zurückzugeben.

Johanna Vollmeyer  
Universidad Complutense de Madrid  
johvollm@ucm.es